

*Christian Eschweiler*

## Die unerfüllbare Hoffnung auf Selbsterlösung

Zum 100. Geburtstag von Franz Kafka

Am 3. Juli 1983 würde Franz Kafka 100 Jahre alt, doch in Wirklichkeit ist er bereits sehr früh im Alter von 41 Jahren am 3. Juni 1924 an Lungen- und Kehlkopftuberkulose gestorben. Er stammte aus einer deutschsprechenden jüdischen Kaufmannsfamilie tschechischen Ursprungs in Prag, hatte drei jüngere Schwestern, war promovierter Jurist und beruflich als Beamter in einer Arbeiter-Unfallversicherungsanstalt tätig. Von den zahlreichen Freunden Kafkas müssen drei erwähnt werden: Max Brod, Felice Bauer (mit der er zweimal verlobt war) und Milena Jesenska-Pollak. Sie erhalten ihr literarisches Gewicht als Adressaten Hunderter von Briefen des Dichters. Gustav Janouch zeichnete seine „Gespräche mit Kafka“ auf und vermittelt dadurch ein lebendiges Bild von dem Gesprächspartner und seinen Gedanken.

Der literarische Nachlaß Franz Kafkas füllt elf Bände und umfaßt drei Romane, zahlreiche Erzählungen, Aphorismen, Fragmente, Tagebuchaufzeichnungen und etwa 1700 Seiten Briefe, ohne den autobiographischen „Brief an den Vater“, der allein 60 Seiten lang ist. Zu seinen Lebzeiten wurden jedoch nur die knapp 300 Seiten veröffentlicht, die heute in dem Band „Erzählungen“ zusammengefaßt sind.

### Dichtung als geistige Existenzbehauptung

Ganz im Gegensatz zu der unauffälligen, bescheidenen bürgerlichen Existenz Franz Kafkas steht sein unangezweifelter Ruhm als Dichter, und in dem Bereich der Prosa-Erzählung ist seine Bedeutung schon fast zum Mythos geworden. Tatsächlich ist das Phänomen Franz Kafka identisch mit seiner Kunst. Neben ihr war alles andere bedeutungslos in seinem Leben. Als ihm einmal ein Graphologe literarisches Interesse bescheinigen wollte, korrigierte und pointierte Kafka diese Mitteilung in seinem Sinn: „Ich habe kein literarisches Interesse, sondern bestehe aus Literatur, ich bin nichts anderes und kann nichts anderes sein“ (F 444)<sup>1</sup>. Daraus resultiert zwangsläufig die Notwendigkeit, schreiben zu müssen. „Nur das Schreiben ist die mir entsprechende Form der Äußerung“ (F 448), sagt Kafka und sieht infolgedessen in seiner dichterischen Tätigkeit seine „einzige innere Daseinsmöglichkeit“ (F 367). Das Schreiben ist für den Dichter wie die einzige

Therapie für den Kranken: „Schreiben sollte ich, sagt mein innerster Arzt“ (F 374). Und Kafka bekennt sich zu dieser Aufgabe als seiner alleinigen geistigen Lebensmöglichkeit: „Schreiben werde ich trotz alledem, unbedingt, es ist mein Kampf um die Selbsterhaltung“ (T 418). Daß dieser mühsame Kampf, der von ihm selbst oft als endlos oder sogar als quälende Niederlage gestaltet wurde, zugleich auch für ihn von unwiderstehlichem Reiz war, von zwingender Verlockung und dem Glück, das die literarische Bewältigung einer Aufgabe gewährt, ist fraglos: „Mein Glück, meine Fähigkeiten und jede Möglichkeit, irgendwie zu nützen, liegen seit jeher im Literarischen“ (T 57). Kafka war überzeugt, daß sein Schreiben sein „eigentlich gutes Wesen ist. Wenn etwas an mir gut ist, so ist es dieses“ (F 407). „Dieses Schreiben ist mir . . . das Wichtigste auf Erden“ (B 431). „Die Sehnsucht zu schreiben hat überall das Übergewicht“ (B 392).

Dem Zwang zu schreiben entspricht das Gewicht der Thematik. „Der Sinn für die Darstellung meines traumhaften inneren Lebens hat alles andere ins Nebensächliche gerückt, und es ist in einer schrecklichen Weise verkümmert und hört nicht auf zu verkümmern. Nichts anderes kann mich jemals zufriedenstellen“ (T 420). Die visionäre geistige Welt, die der Dichter aus seinem Innern hervorbringt, erfordert die Anspannung aller seiner Kräfte: „Die ungeheure Welt, die ich im Kopfe habe. Aber wie mich befreien und sie befreien, ohne zu zerreißen. Und tausendmal lieber zerreißen, als sie in mir zurückhalten oder begraben. Dazu bin ich ja hier, das ist mir ganz klar“ (T 306). Kafka zeichnet hier das Bild von dem Dichter als Kündler, dessen Dasein nur seinem Auftrag gewidmet ist. „Ich hatte, seitdem ich denken kann, solche tiefste Sorgen der geistigen Existenzbehauptung, daß mir alles andere gleichgültig war“ (H 204).

Diese geistige Existenzbehauptung ist das zentrale Thema seiner Dichtung, das Streben nach dem größten Geheimnis des Menschen, der Wahrheit. „Dichtung ist immer eine Expedition nach der Wahrheit“ (J 99). Und „die Wahrheit ist das, was jeder Mensch zum Leben braucht und doch von niemand bekommen oder erstehen kann. Jeder Mensch muß sie aus dem eigenen Innern immer wieder produzieren, sonst vergeht er. Leben ohne Wahrheit ist unmöglich. Die Wahrheit ist vielleicht das Leben selbst“ (J 99). Dasselbe behauptet Kafka von der anderen Wesensbestimmung des Geistes, der Freiheit: „Freiheit ist Leben. Unfreiheit ist immer tödlich“ (J 61).

Es wird jedenfalls damit deutlich, daß er sich ausschließlich zur geistigen Bestimmung des Menschen bekennt. „Es gibt nichts anderes als eine geistige Welt“ (H 44). Da diese geistige Welt dem Menschen aber nur subjektiv und individuell zugänglich ist, folgert Kafka: „Gott ist nur persönlich faßbar. Jeder Mensch hat sein Leben und seinen Gott. Seinen Verteidiger und Richter“ (J 99). Der Künstler versucht diese Wahrheit zu schauen, zu begreifen und zu gestalten. Das „ist immer eine Angelegenheit der ganzen Persönlichkeit“ (J 30); denn es gilt, die Frage nach dem Sinn des menschlichen Lebens zu beantworten, die Frage nach seiner

Rückbindung, seiner Re-ligio, und es verwundert daher nicht, daß Kafkas Sprache in diesem Zusammenhang auch Vokabeln des Religiösen aufweist: „Ich bemühe mich, ein richtiger Anwärter der Gnade zu sein. Ich warte und schaue“ (J 98). Der Dichter bekennt sich zum „Schreiben als Form des Gebetes“ (H 348). Dennoch ist Kafkas Weg trotz dieser Nähe vornehmlich nicht der der Religion, sondern der der Kunst. „Die Wahrheit ist doch eine Angelegenheit des Herzens. Dem kann man nur mit der Kunst beikommen“ (J 91). „Die Feder ist aber nur ein seismographischer Griffel des Herzens“ (J 31), und deshalb nennt Kafka sie „nicht ein Instrument, sondern ein Organ“ (J 55) des Dichters.

Um aber in die Tiefen seines Herzens hinabhören zu können, bedarf es einer Einsamkeit, die Kafka nicht einmal mit der Kaspar Hausers vergleichen läßt. Denn als Gustav Janouch ihn erstaunt fragt: „So einsam sind Sie? – Wie Kaspar Hauser?“ nickt er und lacht: „Viel ärger als Kaspar Hauser. Ich bin einsam – wie Franz Kafka“ (J 37). Aber diese Einsamkeit ist zugleich auch die *Conditio sine qua non* für den Dichter: „Was ich geleistet habe, ist nur ein Erfolg des Alleinseins“ (T 311). „Das Alleinsein hat eine Kraft über mich, die nie versagt. Mein Inneres löst sich und ist bereit, Tieferes hervorzulassen“ (T 34). „Schreiben heißt ja sich öffnen bis zum Übermaß . . . Deshalb kann man nicht genug allein sein, wenn man schreibt, deshalb kann es nicht genug still um einen sein, wenn man schreibt, die Nacht ist noch zu wenig Nacht“ (F 250). Die Einsamkeit ist bei Kafka oft gepaart mit der Angst vor den Abgründen der Erkenntnis, wenn der Dichter den „Wunsch nach besinnungsloser Einsamkeit“ (T 306) hat, nur sich selbst gegenübergestellt ist und „nur mit dem exzentrischen, auf nichts anderes als das eigene Seelenheil oder Unheil abzielenden Schreiben beschäftigt“ (B 401), um sich „bis zum letzten Atemzug“ (F 86) für seine Kunst aufzubrauchen. „Dieses Hinabgehen zu den dunklen Mächten, diese Entfesselung von Natur gebundener Geister, fragwürdige Umarmungen und was alles noch unten vor sich gehen mag . . . Vielleicht gibt es auch anderes Schreiben, ich kenne nur dieses; in der Nacht, wenn mich die Angst nicht schlafen läßt, kenne ich nur dieses“ (B 384). „Schreiben in diesem Sinn ist ein tieferer Schlaf, also tot, und wie man einen Toten nicht aus seinem Grab ziehen wird und kann, so auch mich nicht vom Schreibtisch in der Nacht“ (F 412).

Das thematisch wohl schwierigste Problem Kafkas ist die Antinomie von Leben und Tod. „Der Tod ist aber ebenso wirklich wie das Leben. Das Schwere ist nun eben darin, daß wir beidem ausgesetzt sind – dem Leben wie dem Tode“ (J 61). Seit dem Sündenfall besitzt der Mensch als Fluch und Auszeichnung die Erkenntnis. „Seit dem Sündenfall sind wir in der Fähigkeit zur Erkenntnis des Guten und Bösen im wesentlichen gleich“ (H 49). Aber „ein erstes Zeichen beginnender Erkenntnis ist der Wunsch zu sterben“ (H 40). Der Mensch erkennt seine Sterblichkeit. Gleichzeitig kann er allerdings auch „nicht leben ohne ein dauerndes Vertrauen zu etwas Unzerstörbarem in sich“ (H 44). Gemäß seiner Erkenntnis muß der Mensch infolgedessen einerseits die unzerstörbare geistige Welt verwirklichen und zum

ewigen Leben gelangen wollen, andererseits aber auch das irdische Leben als Widerspruch zu diesem Ziel begreifen und daher notwendigerweise seinen Tod annehmen und bejahen. In diesem Sinn deutet Kafka die „Todesdrohung beim Verbot des Essens vom Baum der Erkenntnis; vielleicht ist das auch der ursprüngliche Sinn des natürlichen Todes“ (H 49). „Wenn [du vom Baum der Erkenntnis ißt], mußt du sterben, bedeutet: Die Erkenntnis ist beides, Stufe zum ewigen Leben und Hindernis vor ihm. Wirst du nach gewonnener Erkenntnis zum ewigen Leben gelangen wollen – und du wirst nicht anders können als es wollen, denn Erkenntnis ist dieser Wille –, so wirst du dich, das Hindernis, zerstören müssen, um die Stufe, das ist die Zerstörung, zu bauen“ (H 105 f.). „Metaphysisches Bedürfnis ist nur Todesbedürfnis“ (T 275).

Diese „Logik ist zwar unerschütterlich, aber einem Menschen, der leben will, widersteht sie nicht“ (P 272). Das ist auch das ungelöste Problem, an dem Josef K. im Endkapitel des Romans „Der Prozeß“ scheitert und „wie ein Hund“ (P 272) zugrunde geht. Denn Kafka verlangt die Einsicht in die Notwendigkeit des Todes zur Erlösung und fordert damit bereits im Leben das Bekenntnis zum Tod: Der Dichter z. B., der deshalb „mit dem Leben nicht lebendig fertig wird, braucht die eine Hand, um die Verzweiflung über sein Schicksal ein wenig abzuwehren, . . . mit der anderen Hand aber kann er eintragen, was er unter den Trümmern sieht, denn er sieht anderes und mehr als die anderen, er ist doch tot zu Lebzeiten und der eigentlich Überlebende“ (T 545). Kafka hielt daher die Todesangst für die Folge und „das Ergebnis eines nichterfüllten Lebens“. „Wer das Leben voll begreift, hat keine Angst vor dem Sterben“ (J 75), wer es aber nicht voll begreift, sondern „gesund“ dahinlebt, für den bedeutet Leben „eigentlich nur eine unbewußte und uneingestandene Flucht vor dem Bewußtsein, daß man einmal wird sterben müssen“ (J 59). Für sich selbst beansprucht er deshalb sogar, „weise“ zu sein, weil er „jeden Augenblick zu sterben bereit war“ (T 272). „Die systematische Zerstörung meiner selbst im Laufe der Jahre ist erstaunlich, es war wie ein langsam sich entwickelnder Dammbruch, eine Aktion voll Absicht. Der Geist, der das vollbracht hat, muß jetzt Triumphe feiern“ (T 544). Wie wichtig für Kafka und seine Kunst die Auseinandersetzung mit dem Phänomen des Todes war und wie weit er auf diesem Weg gekommen zu sein glaubte, notiert er bereits Ende 1914: „Auf dem Nachhauseweg sagte ich zu Max [Brod], daß ich auf dem Sterbebett, vorausgesetzt, daß die Schmerzen nicht zu groß sind, sehr zufrieden sein werde. Ich vergaß hinzuzufügen . . ., daß das Beste, was ich geschrieben habe, in dieser Fähigkeit, zufrieden sterben zu können, seinen Grund hat“ (T 448). Das Außerordentliche dieser Feststellung wurzelt in der Überzeugung, die Kraft zu besitzen, entsprechend der Erkenntnis auch handeln zu können und zu wollen: Du wirst „dich, das Hindernis, zerstören müssen, um die Stufe, das ist die Zerstörung, zu bauen“ (H 106). Freiheit ist die Bejahung des Notwendigen. Der freie Mensch muß seinen Tod als notwendig erkennen und wollen.

Franz Kafka starb bei vollem Bewußtsein. Einer seiner letzten Sätze, mit dem er in der Agonie seiner Körperqualen von dem befreundeten Arzt die befreiende Injektion verlangte, ist auch sein letztes dichterisches Zeugnis, ein sprachlich vollkommenes Paradox: „Töten Sie mich, sonst sind Sie ein Mörder“ (MB 259). Willy Haas spricht in diesem Zusammenhang mit Betroffenheit von dem Genie Kafka (M 278).

### Die Aussage im dichterischen Bild: Die Parabel „Vor dem Gesetz“

Kafkas Gedanken widerspiegeln sich natürlich auch in der Bilderwelt seiner Dichtungen. In seiner Kunst legte er sogar einen besonders strengen Maßstab an, denn er war wohl selbst sein schärfster Kritiker, wenn es galt, die „falschen Hände“ abzuwehren, „die sich einem während des Schreibens entgegenstrecken“ (P 316).

Nur selten hatte er bei einer vollendeten Dichtung ein derartiges „Zufriedenheits- und Glücksgefühl“, wie er es „besonders der Legende gegenüber“ (T 448) empfand. Mit dieser Legende ist die Parabel „Vor dem Gesetz“ gemeint, das Kernstück des Romans „Der Prozeß“, die aber bereits 1919 von Kafka in dem Sammelband „Ein Landarzt“ veröffentlicht wurde. Sie soll hier als charakteristisches Beispiel für die einzigartige Kunst Franz Kafkas angeführt und interpretiert werden:

Vor dem Gesetz steht ein Türhüter. Zu diesem Türhüter kommt ein Mann vom Lande und bittet um Eintritt in das Gesetz. Aber der Türhüter sagt, daß er ihm jetzt den Eintritt nicht gewähren könne. Der Mann überlegt und fragt dann, ob er also später werde eintreten dürfen. „Es ist möglich“, sagt der Türhüter, „jetzt aber nicht.“ Da das Tor zum Gesetz offensteht wie immer und der Türhüter beiseite tritt, bückt sich der Mann, um durch das Tor in das Innere zu sehen. Als der Türhüter das merkt, lacht er und sagt: „Wenn es dich so lockt, versuche es doch, trotz meinem Verbot hineinzugehen. Merke aber: Ich bin mächtig. Und ich bin nur der unterste Türhüter. Von Saal zu Saal stehen aber Türhüter, einer mächtiger als der andere. Schon den Anblick des dritten kann nicht einmal ich mehr vertragen.“ Solche Schwierigkeiten hat der Mann vom Lande nicht erwartet, das Gesetz soll doch jedem und immer zugänglich sein, denkt er, aber als er jetzt den Türhüter in seinem Pelzmantel genauer ansieht, seine große Spitznase, den langen, dünnen, schwarzen, tatarischen Bart, entschließt er sich doch, lieber zu warten, bis er die Erlaubnis zum Eintritt bekommt. Der Türhüter gibt ihm einen Schemel und läßt ihn seitwärts von der Tür sich niedersetzen. Dort sitzt er Tage und Jahre. Er macht viele Versuche, eingelassen zu werden, und ermüdet den Türhüter durch seine Bitten. Der Türhüter stellt öfters kleine Verhöre mit ihm an, fragt ihn nach seiner Heimat aus und nach vielem anderen, es sind aber teilnahmslose Fragen, wie sie große Herren stellen, und zum Schluß sagt er ihm immer wieder, daß er ihn noch nicht einlassen könne. Der Mann, der sich für seine Reise mit vielem ausgerüstet hat, verwendet alles, und sei es noch so wertvoll, um den Türhüter zu bestechen. Dieser nimmt zwar alles an, aber sagt dabei: „Ich nehme es nur an, damit du nicht glaubst, etwas versäumt zu haben.“ Während der vielen Jahre beobachtet der Mann den Türhüter fast ununterbrochen. Er vergißt die anderen Türhüter, und dieser erste scheint ihm das einzige Hindernis für den Eintritt in das Gesetz. Er verflucht den unglücklichen Zufall in den ersten Jahren laut, später, als er alt wird, brummt er nur noch vor sich hin. Er wird kindisch, und da er in dem jahrelangen Studium des Türhüters auch die Flöhe in seinem Pelzkragen erkannt hat, bittet er auch die Flöhe, ihm zu helfen und den Türhüter umzustimmen.

Schließlich wird sein Augenlicht schwach, und er weiß nicht, ob es um ihn wirklich dunkler wird oder ob ihn nur die Augen täuschen. Wohl aber erkennt er jetzt im Dunkel einen Glanz, der unverlöschlich aus der Türe des Gesetzes bricht. Nun lebt er nicht mehr lange. Vor seinem Tod sammeln sich in seinem Kopf alle Erfahrungen der ganzen Zeit zu einer Frage, die er bisher an den Türhüter noch nicht gestellt hat. Er winkt ihm zu, da er seinen erstarrenden Körper nicht mehr aufrichten kann. Der Türhüter muß sich tief zu ihm hinunterneigen, denn die Größenunterschiede haben sich sehr zuungunsten des Mannes verändert. „Was willst du denn jetzt noch wissen?“ fragt der Türhüter, „du bist unersättlich.“ „Alle streben doch nach dem Gesetz“, sagt der Mann, „wie kommt es, daß in den vielen Jahren niemand außer mir Einlaß verlangt hat?“ Der Türhüter erkennt, daß der Mann schon am Ende ist, und um sein vergehendes Gehör noch zu erreichen, brüllt er ihn an: „Hier konnte niemand sonst Einlaß erhalten, denn dieser Eingang war nur für dich bestimmt. Ich gehe jetzt und schließe ihn.“

Im Domkapitel des Romans „Der Prozeß“ erzählt der Gefängniskaplan des alles umfassenden Gerichts Josef K. diese Legende aus den „einleitenden Schriften zum Gesetz“. Sie soll ihn gleichnishaft darüber belehren, daß er sich bisher in dem Gericht getäuscht sowie zu viel fremde und falsche Hilfe gesucht habe. Dem Geistlichen kommt es nun darauf an, anhand des negativen Beispiels Josef K. die Augen zu öffnen und den wahren Weg zu zeigen. Sein bisheriges Verhalten entspricht offenbar dem des „Mannes vom Lande“ in der Parabel.

Das Leben des Mannes vom Lande bekommt durch seine Konfrontation mit dem Gesetz eine neue Dimension. Es wird unter ein anderes Vorzeichen gestellt, erhält einen neuen Sinnbezug. Dabei mag die Herkunft des Mannes ein erster Hinweis auf das neue Ziel sein, denn er kommt vom Lande, aus den materialgebundenen Gegebenheiten der Natur, d. h. den Gesetzmäßigkeiten der Notwendigkeit, und strebt nach einem fernen, geistigen Gesetz, das offenbar alles mit einem verborgenen Sinn durchwaltet.

Aber nicht dieses Ziel, sondern der Weg scheint das eigentliche Problem, die zu lösende Aufgabe des Mannes zu sein, denn „vor dem Gesetz steht ein Türhüter“, und dieser Türhüter ist nur der unterste einer unabsehbaren Türhüterhierarchie, die dem innersten Kern des Gesetzes vorgelagert ist und passiert werden muß, wenn man bis ins Zentrum vordringen will. Die funktionale Zugehörigkeit der Türhüter zum Gesetz steht außer Frage, aber ihr Selbstverständnis unterliegt einem dialektischen Dreischritt, demzufolge der unterste Türhüter den Anblick des mächtigeren dritten bereits nicht mehr vertragen kann. Die Gewichtigkeit der Türhüterhierarchie orientiert sich offenbar an dem dialektischen Prinzip der Aufhebung und Höherentwicklung.

Im Gegensatz zum Mann vom Lande und zum Gesetz wird der Türhüter auffallend körperlich beschrieben „in seinem Pelzmantel“, seiner großen „Spitznase“ und dem „langen, dünnen, schwarzen, tatarischen Bart“. Entsprechend einfach und überschaubar sind auch seine funktionalen Tätigkeiten: Er kann offenbar von sich aus den Eintritt in das Gesetz nicht gewähren, nimmt sein Verbot selbst aber nicht allzu ernst, wenn er den Mann vom Lande trotzdem ermuntert einzutreten. Dem wartenden Mann macht er es sogar bequem, indem er ihm einen Schemel gibt.

Über die völlige Belanglosigkeit seiner scheinbar gewichtigen Verhöre besteht kein Zweifel. Der Ausdruck „teilnahmslos“ unterstreicht geradezu die Mechanik seines Verhaltens. Und in demselben Sinn nimmt er zwar alle Geschenke an, bleibt aber unbestechlich. Auf jeden Wink des Mannes muß er reagieren, und sei es noch so beschwerlich, denn in seiner Funktionalität ist der Türhüter augenscheinlich sowohl vom Gesetz als auch vom Verhalten des Mannes abhängig. Daß also der Mann vom Lande bei seinem Tod vom Eintritt in das Gesetz ausgeschlossen wird, ist demnach die notwendige Folge seines eigenen Verhaltens. Der Türhüter ist lediglich das mechanische Vollzugsorgan und daher in seiner Kausalität berechenbar.

Im Gegensatz hierzu kann sich der Mann vom Lande wenigstens in bestimmten Situationen frei entscheiden. Ihm stehen Alternativen zur Verfügung, wenn er sich z. B. angesichts der Schwierigkeiten entschließt, „lieber zu warten, bis er die Erlaubnis zum Eintritt bekommt“, statt trotz alledem den Eintritt einfach mutig zu wagen, weil er doch das Ziel klar vor Augen hat und entschlossen danach strebt. Er müßte die Erfolglosigkeit seines tage- und jahrelangen Wartens ebenso erkennen wie die Sinnlosigkeit seiner Bestechungsversuche, seiner Fragen und Bitten. Statt dessen erschöpft er sich freiwillig in der ununterbrochenen Beobachtung des Türhüters, der nutzlosen Verfluchung der scheinbar unumgänglichen, unglücklichen Umstände. Den Irrtum, der unterste Türhüter sei „das einzige Hindernis für den Eintritt in das Gesetz“, bemerkt er nicht einmal mehr. Schließlich hält er das erste Stück seines Weges schon für das Ziel, von dem er sich in Wirklichkeit sogar weiter entfernt, wenn er statt des Türhüters nun „die Flöhe in seinem Pelzkragen“ um Hilfe gegen den Türhüter bittet. Weg und Ziel sind vertauscht, und mit makabrem Humor ist das verfehlte, „kindische“ Tun ins Bild gesetzt. „Die Klarheit des Blickes“ (T 572), der Erkenntnis, ist dem Mann vom Lande getrübt, wenn er nicht mehr weiß, „ob es um ihn wirklich dunkler wird oder ob ihn nur die Augen täuschen.“ Damit hat er aber bereits seine Aufgabe verfehlt und ist schuldig geworden.

Die Schuld des Mannes vom Lande beginnt bereits mit seiner ersten Bitte um Eintritt; denn damit überantwortet er die grundsätzliche Entscheidung darüber, ob er zu seinem erstrebten Ziel, dem Gesetz, durchdringt, dem in seiner funktionalen Gebundenheit hierfür gänzlich inkompetenten Türhüter. Obwohl das Gesetz – wie der Mann genau weiß – „jedem und immer zugänglich“ ist und das Tor auch „offensteht wie immer und der Türhüter beseite tritt“, ja den Eintritt nicht nur für möglich erklärt, sondern sogar dazu ermuntert, kurzum, obwohl alles für ein Weiterkommen vorbereitet zu sein scheint, entscheidet sich der Mann dagegen. Damit verlangt er aber im Grund die Selbstoffenbarung des Gesetzes, und das ist wiederum identisch mit der Leugnung der Aufgabe des geistbestimmten Menschen! Obwohl sich der Mann „für seine Reise mit vielem ausgerüstet hat“, verkennt er sein Rüstzeug und die notwendige Aufgabe des geistigen Subjekts, den

vorbestimmten Weg zum Ziel tätig zu gehen, die Türhüter zu überwinden, um zum Gesetz zu gelangen. Statt dessen macht sich der Mann von dem Türhüter abhängig und baut die scheinbare Macht erst selbst auf, an der er dann schließlich scheitert, „denn die Größenunterschiede haben sich sehr zuungunsten des Mannes verändert“. In einer Variante der Legende zeigt Kafka dagegen einmal den wahren Weg, die richtige Lösung der Aufgabe: „Ich überlief den ersten Wächter. Nachträglich erschrak ich, lief wieder zurück und sagte dem Wächter: ‚Ich bin hier durchgelaufen, während du abgewendet warst.‘ Der Wächter sah vor sich hin und schwieg. ‚Ich hätte es wohl nicht tun sollen‘, sagte ich. Der Wächter schwieg noch immer. ‚Bedeutet dein Schweigen die Erlaubnis zu passieren?‘“ (H 359). Das hier gezeigte Verhalten umschreibt Kafka an einer anderen Stelle mit den Worten: „Wer zu sehn versteht, braucht nicht zu fragen“ (H 337).

Der entscheidende Fehler des Mannes besteht also darin, die Tatsache der Erkenntnis zu fälschen und sich durch eine fast ununterbrochene Beobachtung des untersten Türhüters abzulenken. Tatsächlich vergiftet er dabei auch die anderen Türhüter, ist scheinbar unersättlich in seinem Wissensdurst, verliert aber in Wirklichkeit seine Aufgabe und sein Ziel aus den Augen, um dann an seinem Ende zu erfahren, daß er sein ganzes Leben an seinem nur für ihn bestimmten Eingang vertan und den Eintritt in das Gesetz verfehlt hat. „Böse ist das“ (H 84), was „unsere Aufmerksamkeit vom Sinn gerade ablenkt“ (J 111). Das geistige Subjekt hat also in Wirklichkeit unentwegt tätig zu sein, um aus seinem eigenen Innern immer wieder die Wahrheit zu produzieren, denn „Gott ist nur persönlich faßbar“ (J 99). „Sünde ist das Zurückweichen vor der eigenen Sendung. Mißverstehen . . . das ist Sünde“ (J 103). „Daß unsere Aufgabe genau so groß ist wie unser Leben, gibt ihr einen Schein von Unendlichkeit“ (H 99). Max Brod bemerkt in diesem Sinn: „Gott nahe sein und richtig leben – war für Kafka identisch“ (MB 212).

Es wäre nun ebenso schlüssig wie leicht, in dem Gesetz einfach die gottgewollte Ordnung des Seins zu sehen, die allerdings dem Menschen nur individuell zugänglich ist. Nur als geistig handelndes Subjekt erfüllt der Mensch seine Aufgabe in einem vom Geist bestimmten und daher der Erlösung bedürftigen irdischen Leben. Tatsächlich enthält aber auch die Parabel selbst eine Reihe von Aussagen, die in diese Richtung weisen. Der persönliche Eingang jedes einzelnen wurde bereits ebenso erwähnt wie die Tatsache, daß das Tor zum Gesetz für jeden immer offensteht und zugänglich ist. Darüber hinaus ist das Gesetz das Ziel aller Menschen, sofern sie nicht das Physisch-Animalische in sich alles Geistige ersticken lassen und wenigstens bis zum Tor des Gesetzes gelangen; denn „alle streben doch nach dem Gesetz“. Vor allem aber erkennt der Mann vom Lande in dem Dunkel seines nahen Todes, in dem alles andere um ihn herum in die Bedeutungslosigkeit versinkt, alles Irdische ins Dunkel getaucht ist, das ganz andere Licht, den ewigen „Glanz, der unverlöschlich aus der Türe des Gesetzes bricht“. Kafka läßt keinen Zweifel an der tatsächlichen Existenz der Ewigkeit und

an dem Glauben des Menschen an etwas Unzerstörbares in ihm, die Hoffnung auf Erlösung, aber es widerstrebte nach einer glaubhaften Mitteilung von Max Brod (MB 216) Kafkas ganzem Wesen, irgendeine Aussage über das Jenseits zu machen. Der Mann vom Lande versagt und wird schuldig. Deshalb wird er in seinem Tod von dem ewigen Glanz ausgeschlossen und der Dunkelheit überlassen. Josef K. versagt schließlich auch und stirbt wie ein Hund. „Es war, als sollte die Scham ihn überleben“ (P 272). Beide waren schuldig, so daß ihre Verurteilung gerechtfertigt erscheint. Kafka entzog sich dadurch auch der Notwendigkeit, eine Erlösung gestalten zu müssen. Dennoch hat er die Hoffnung auf Erlösung niemals aufgegeben, sie aber dichterisch allenfalls nur im Traum angedeutet.

Die Parabel „Vor dem Gesetz“ ist ein selten klares Beispiel für die Dichte von Kafkas Bilderwelt. In dem Einfallsreichtum und der Originalität dieser Bilder, die er konsequent und in scharfen Konturen anschaulich auszeichnete in einer Sprache, die dieses Ziel zwingend und rein, d. h. zweckdienlich und ohne Schnörkel, anstrebte, liegt die große künstlerische Bedeutung der Dichtung Kafkas. Die Form, das künstlerische Bild, war für ihn das Stimulans, zur Tiefe der Substanz vorzudringen. „Die Form ist nicht der Ausdruck des Inhalts, sondern nur sein Anreiz, das Tor und der Weg zum Inhalt. Wirkt er, dann öffnet sich auch der verborgene Hintergrund“ (J 92). Der hohe künstlerische Anspruch und die Tiefe der Substanz sind die Hauptmerkmale im dichterischen Werk Franz Kafkas.

#### ANMERKUNG

<sup>1</sup> Die Abkürzungen verweisen auf folgende Werke Kafkas (Ges. Werke, hrsg. v. M. Brod, Frankfurt 1946 ff.): B: Briefe 1902–1924 (1958); F: Briefe an Felice (1967); H: Hochzeitsvorbereitungen auf dem Lande (1953); M: Briefe an Milena (1952); P: Der Prozeß (1953); T: Tagebücher 1910–1923 (1954); ferner J: G. Janouch, Gespräche mit Kafka (1951); MB: M. Brod, Franz Kafka (1954).